

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 15

Artikel: Das Drama des Pflanzenlebens
Autor: Thassilo, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669793>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

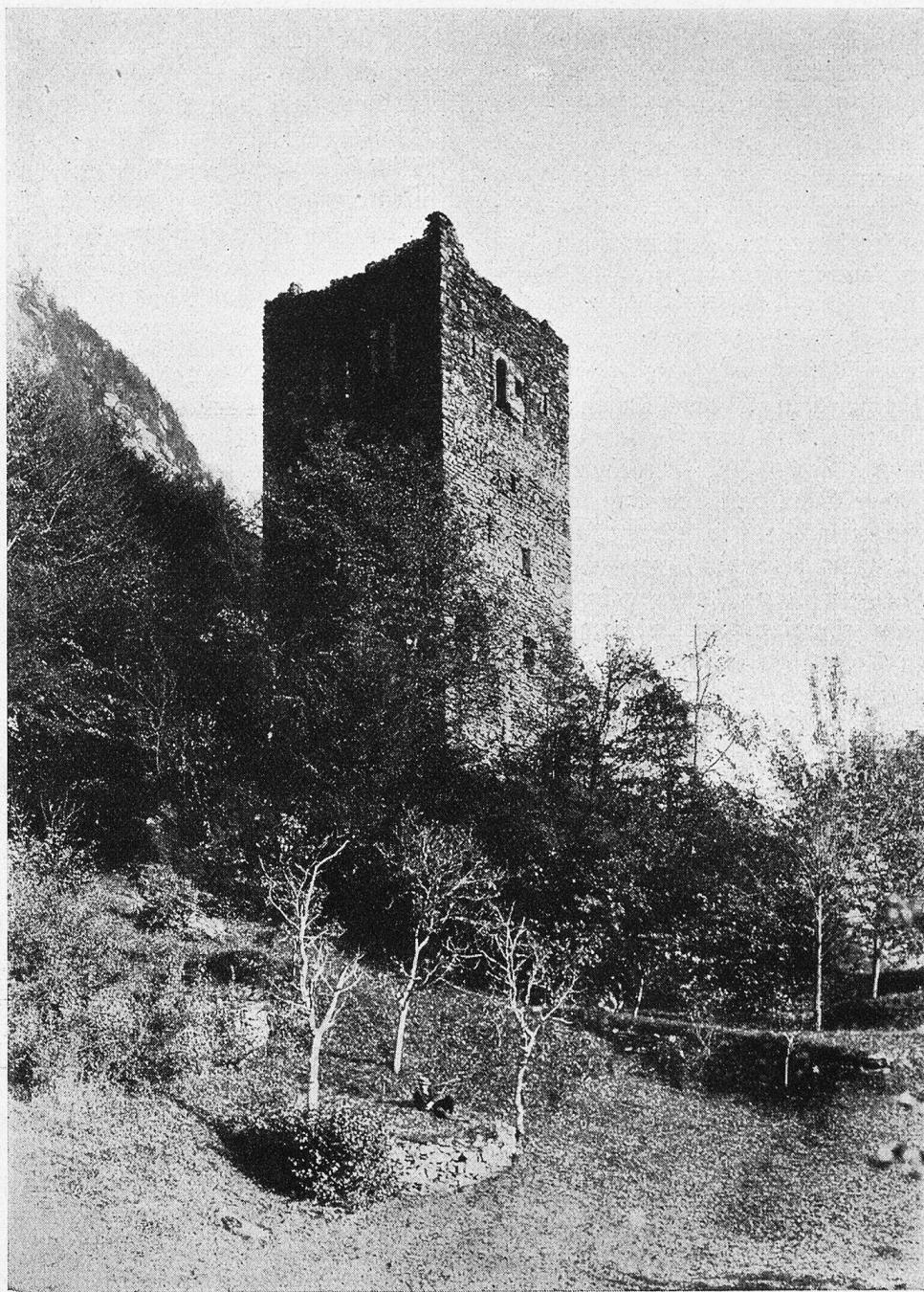
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meiringen. Burgruine Nesti.

Phot. Mezener, Meiringen.

Das Drama des Pflanzenlebens.

Von Richard Thassilo.

Es gibt ein Schauspiel, das zu betrachten und zu bewundern wir nie müde werden, so oft es auch an unserem Auge vorüberzieht: das Erwachen der Natur im Frühling. Vom ersten Schneeglöckchen bis zum blauen Veilchen, von der zartgetönten Anemone bis zum violetten Flieder, vom goldenen Himmelschlüsselchen bis

zur jungen Maienrose — immer folgen wir entzückt jeder neuen Szene dieses Lebensdramas. Wir empfinden um so stärker das Glück, aber auch die Tragik des Werdens und Vergehens in der Natur, weil wir dadurch dem tiefgründigen Gesetze näherkommen, dem alle irdischen Lebewesen unterworfen sind. „Mein Bruder der Wind, meine

Schwester die Welle." Das war die große Erkenntnis des heiligen Franz von Assisi, und mit gleichem Recht könnten wir sagen: "Mein Bruder der Baum, meine Schwester die Blume."

Das Pflanzenleben ist so ungemein interessant, daß sich wohl niemand dem Reiz entziehen kann, den die Beobachtung einer sich entwickelnden Pflanze gewährt. Goethe, der nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Naturforscher war, hat uns ein herrliches Zeugnis seines Forschergeistes in dem Werk: "Über die Metamorphose der Pflanzen" hinterlassen. Auf den darin niedergelegten Beobachtungen haben viele andere Naturforscher, darunter auch Carus Sterne in seinem „Werden und Vergehen“, weitergebaut und neue Erkenntnisse gewonnen. Einer der geist- und gemütvollsten Beobachter des Pflanzenlebens war der berühmte Chemiker Runge, der Goethe noch persönlich gekannt hat und gerade beim Studium der Metamorphose zu ergänzenden Auffassungen über dieses Thema gelangte. Während aber Goethe nur von Aufwärtsentwicklung des Pflanzenlebens spricht, deren Höhepunkt die Frucht bildet, betrachtete Runge als den Höhepunkt des Pflanzendaseins die Blüte, oder vielmehr den Augenblick, in dem der Blütenstaub, den er den Geist oder die Seele der Pflanze nennt, sich von ihr als von seiner irdischen Fessel löst, um dem Sonnenlicht entgegenzueilen.

Es ist ungemein reizvoll für den Naturfreund, solchen Gedankengängen zu folgen; denn wie die Menschenseele von materiellen und ideellen Gedanken beherrscht ist, so erscheint ihm die Pflanze als aus erdhaften und sonnenhaften Teilen gemischt. Als in den Urzeiten der Erde die Sonnenstrahlen begannen, das öde Gestein zu verwittern, entwickelten sich in dieser zerbröckelnden Masse durch Wärme, Licht und Feuchtigkeit die ersten primitiven Pflanzen, die man wohl am besten mit unseren Flechten und Moosen vergleichen kann, wie man sie noch heute auf hohen Bergen findet, auf denen sonst jede Vegetation aufhört. Sie bildeten allmählich mit dem weiter zerbröckelnden Gestein zusammen gewissermaßen den Nährboden für höher entwickelte Pflanzen, die dann wiederum den immer komplizierter gearteten Gewächsen Lebensmöglichkeit gaben. So hat sich also die Vegetation im Laufe der Jahrtausenden ihrer Existenz bis zu unseren heutigen Baum- und Pflanzengebilden entwickelt. Hier ließen sich wohl Vergleiche mit den primitiven Menschenrassen ziehen, die allmählich höher kultivierten und differenzierten Platz machen mußten.

Der Dualismus, der allen Lebewesen der Erde eigen ist, nämlich die Erdgebundenheit und die Sehnsucht nach dem Licht, zeigt sich wohl am sichtbarsten im Leben der Pflanze, die doch offensichtlich halb den Erdkräften und halb den Sonnenkräften ihre Existenz verdankt. Betrachten wir nun jetzt die Wurzel, ganz gleich, ob es sich um eine kleine Pflanze oder um einen riesigen Baum handelt, so finden wir das gleiche Gesetz:

In sich gekehrt, dem Licht abgewandt, tausendfach zerfasert und verzweigt in die Tiefe dringend, ohne Farbe und Schmuck, alles dem Baum Frommende an sich ziehend, aneignend und verarbeitend, lebt die Wurzel ihr Stilleben als Bild des bescheidenen, ruhigen Fleisches. Sie trägt und kräftigt den Stamm, der leck in die äußere Erscheinung tritt, sich allen Fährlichkeiten entgegenzustellen wagt, dem Wetter trotzt, dem rauhen Klima mit einer rauhen Rinde begegnet, dem brausenden Sturm sich entgegenstellt, ein Symbol für Mut und Standhaftigkeit. Ihm entwindet sich in leichter Verflachung das Blatt, mit der einen Fläche zum Himmel, mit der anderen zur Erde schauend und trotz Wind und Wetter, trotz Hagel und Regen geduldig harrend der Beruhigung der Elemente, bis es wieder mit fröhlicher Frische Himmel und Erde anblickt. Ein Bild zuversichtlicher Hoffnung. So besteht die Pflanze gewissermaßen aus einem Erdenleib und einem Sonnenleib. Mit jenem wurzelt sie in den Boden fest und folgt dem Einfluß der Erdkräfte: der Finsternis und der Schwere. Mit diesem, dem Sonnenleib, verzweigt sie sich in die Luft hinein und gehorcht der Einwirkung der sonnigen Kräfte: dem Licht und der Wärme. Die Pflanze ist ein Kind der Erde, durch Bestrahlung erzeugt, ein senkrecht stehender Magnet auf einem sonnigen und einem erdigen Pol. Wenn sich der Stengel, aus der Wurzel entspringend, über die Erdoberfläche erhebt, strebt er der Sonne entgegen, und mit ihrer Hilfe entwickeln sich die Blätter, die man gewissermaßen als erdgebundenes Sonnenlicht bezeichnen könnte. Nur unter dem Einfluß des Lichtes können die Blätter das Chlorophyll bilden, das ihnen ihre herrliche grüne Farbe verleiht. So ist jedes Blatt gewissermaßen eine grün-brennende Fackel, die der Frühling entzündet und der Herbst auslöscht.

Nachdem nun die Entwicklung der Blätter erreicht worden ist, gewinnt die Sonnentätigkeit immer mehr das Übergewicht. Sie fährt fort als die Feindin alles Niederen, Unentwickelten auf



Meiringen. Föhnsturm über dem Hasliberg.

Phot. Mehner, Meiringen

die soweit fertig gewordene Pflanze einzuwirken. Sie sucht dieselbe noch mehr von ihrer Erdgebundenheit zu befreien und sie zu sich heraufzuziehen. Von neuem entbrennt ein Kampf, eine Wechselwirkung, die sich vor unseren Augen in einer neuen Gestaltung verkörpert. Es entsteht eine neue Pflanze auf der Pflanze. Das ist die Geburt der Blüte. Wie im Sommer der Winter durch die Sonnenkraft gänzlich ausgelöscht wird, was im Frühjahr nur erst teilweise geschah, so ist auch bei Entstehung der Blüte die Erdgebundenheit möglichst beseitigt, was bei Entwicklung von Stengel und Blatt nur teilweise gelang. Bei der Blütenentwicklung ist es der Sonne gelungen, die Pflanze in ein höheres Reich, in das Reich des Lichtes zu erheben: denn die Blüte ist ganz ein Gebilde des Lichts. Sie atmet nicht, wie das Blatt, Luft, sondern sie atmet Licht. Dies ist die Bedeutung des Öffnens und Schließens der Blüte infolge der wechselnden Lichtwirkung.

Mit der Erde hat die Blüte nichts mehr zu schaffen. Stengel und Blätter sind ihr Nährboden, darin sie wurzelt. In der grünen Blattfarbe war das Sonnenlicht noch erdgebunden, getrübt und ge-

fesselt; in der Blüte dagegen bricht es, wenngleich stofflich festgehalten, freier hervor und leuchtet mit bunter Farbenpracht. Die Blütenfarben sind pflanzlich verkörperte Sonnenstrahlen. Das Erblühen der Pflanze ist ihr Auferstehen in das Reich des Lichts. Stände die Erde nicht immer der Sonne kämpfend und abwehrend gegenüber, so würde die Blüte sich von der Pflanze lösen und sich seelisch zur Sonne empor schwingen — dann würden die Blumenblätter zu Flügeln und schwebten dem Licht entgegen. Aber dazu lässt es die finstere Erdenmacht nicht kommen. Nur eins erreicht die Sonne, und zwar das für kurze Zeit: Freiwerden des Blütenstaubes, das höchste in der Blüte — die Staubbeutel öffnen sich, der Blütenstaub löst sich ab und schwebt entfesselt über der Blume, wie der Geist über den Wassern. Im Blütenstaub wohnt der Pflanzengeist, die Seele.

Es ist das Höchste, was die Pflanze zu schaffen imstande ist, wenn der Blütenstaub sich von den Fesseln seiner Erdgebundenheit löst und in goldigem Sonnenlicht über der Blume schwebt. „Ach, des Lebens schönste Feier endet auch des

Lebens Mai." Aber der dunkle Erdgeist fängt die entfliehende Pflanzenseele, die allem Irdischen bereits entrückt scheint, wieder ein und bannt sie aufs neue an ein ergebundenes Dasein. Dazu bedient er sich eines Teiles der Blüte selbst: der Narbe. Sie zieht den Blütenstaub mit magischer Gewalt an sich. Es folgt die Bestäubung und damit die Befruchtung. Das Befruchteten ist gewissermaßen ein Beschatten der Blüte. Die Blütenlichter verlöschen! Der Duft ist verhaucht, der Schmelz verliert seinen Glanz, die Farbe verblaßt. Die Pflanze kehrt in ihr irdisches Dasein zurück, denn die Frucht mit ihrer Fülle tritt an Stelle der zarten Blütenteile. „Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben!"

Wir sind nun auf dem Gipfel des Pflanzenlebens und zugleich auf dem Wege zur Umkehr angelangt. Der aufsteigende Lebenslauf der Pflanze ist beendet, und der absteigende beginnt mit der Frucht. Je mehr die Frucht sich ausbildet, desto vorherrschender bekunden die Erdkräfte nun wieder ihren Einfluß in stofflicher Hinsicht.

Betrachten wir zum Beispiel eine Wallnuß. In der grünfleischigen Hülle kehrt das Chlorophyll der Blätter wieder, in der harten Schale das Holzige des Stengels und das Wurzelbedeutende finden wir im Tiefinnersten der Frucht, im Kern. Dieser Kern ist es, der das neue junge Pflänzchen ins Leben zu rufen bestimmt ist. Mit ihm beginnt eine neue Pflanzen-Generation, die ihren Ursprung wieder in der Wurzel findet, die beim Keimen des Kerns den Stengel entwickelt, der die Blätter treibt und als Krone ihres Lebens die Blüte trägt.

Dieses sich ewig erneuernde Leben ist es, was uns den Frühling mit so zauberhaftem Glanze verklärt. Es ist die Unsterblichkeit der Pflanze. Gewissermaßen ein Auferstehen — „die stetige Wiederkehr des Gleichen.“ — Und so gelten auch für die Pflanzenwelt jene tiefgründigen Worte, die Goethe für das Menschenleben geprägt hat, jene geheimnisvollen, heiß umstrittenen, inhaltschweren Worte: „Stirb und werde!“

Bergwacholder.

Auf der Höhe war nichts weiter
Als ein Himmel, hoch und heiter,
Tändellüftchen, Zitterrauch,
Und ein Bergwacholderstrauch.

Tat ihn freundnachbarlich grüßen,
Lagert' mich zu seinen Füßen,
Sog des Busches Würzen rein,
Frug: Was treibst du hier allein?

Ruhsam ließ den Blick ich wandern,
Sinnend saß ich, fern den andern,
Frug mich still: Bist du nicht auch
Solch ein Bergwacholderstrauch?

Ho, ich lausch' der Bienen Summen!
Hört' ich ihn vergnüglich brummen.
Schnuppern an mit Geiß und Kuh,
Werd' ich wild und stech' ich zu.

Mancher lässt von mir die Praze,
Weil ich wie ein Unhold kraze.
Einsam hält sich, wer sich wehrt
Und der Stacheln nicht entbehrt.

Jakob Heß

Sein Sohn.

Nach dem Französischen von Rudolf Beckerle.

Der Tag erwachte, trüb und düster. Der Regen fiel mit eintönigem Klopfen auf das Bordach der Bahnstation. Aus einem Wagen, der im Hof einfuhr, stieg ein Mann. Nachdem er sein Pferd an einem Ring in der Mauer des Gebäudes festgebunden hatte, lenkte er seine Schritte gegen das Geleise. Ein Bahnbeamter schritt auf ihn zu. Der Mann fragte ihn: „Wann ist der Zug von Goldingen da?“ Der Beamte stand still und entgegnete: „Welchen meinen Sie? Der Personenzug kommt um sieben Uhr zwanzig.“ Und er fügte

rasch hinzu: „Der Schnellzug ist in einer halben Stunde da.“ — „Danke, den meine ich,“ erwiderte der alte Mann.

Der Beamte schaute ihm erstaunt ins Gesicht; er mußte sich fragen, warum dieser ärmlich gekleidete Bauer auf einen Zug warte, der nur Erst- und Zweitklass-Wagen führte.

Der Alte lehrte in den Hof zurück. Sein Gesicht, das sauber rasiert war, zeigte einen resignierten Ausdruck. Der Mann mußte wohl von weit her durch den Regen gefahren sein, denn die